

Zur Geschichte der Pharmazie

Geschichtsbeilage der Deutschen Apotheker-Zeitung

zugleich

Mitteilungsblatt der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V.

Redaktion: G. E. Dann

13. Jahrgang

1961 Nr. 3

Öffentliche und private pharmaziegeschichtliche Sammlungen in Deutschland

11. Die Bibliothek der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie

Die Bibliothek der (Internationalen) Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie besteht als öffentliche Einrichtung jetzt 30 Jahre.

Die Gesellschaft hatte sich schon 1927 in Nürnberg in ihrer ersten Satzung durch § 4, der unter 9 Paragraphen der Statuten der längste war und etwa ein Fünftel des Gesamttextes beanspruchte, betont die Aufgabe gestellt, „in einer Zentralstelle alles pharmaziegeschichtliche Material aus allen Fachzeitschriften und sonstigen Quellen zu sammeln“ und aus ihnen „die Bibliothek und das Archiv der Gesellschaft zu bilden“. Zur Betreuung der Anfangsbestände von „rund 100 Veröffentlichungen (Bücher, Zeitschriften, Sonderdrucke usw.) pharmaziehistorischen Inhalts und weiteren 50 Sonderdrucken nicht fachgeschichtlicher, aber von Apothekern stammender Arbeiten“ und zu ihrer Erweiterung wurde Apotheker Walther Zimmermann, Illenau, als „Leiter der (in seiner Wohnung untergebrachten) Zentralstelle (Bibliothek und Archiv der Gesellschaft)“ bestellt.

Eine am 1. März 1929 abgeschlossene (kündbare) „Vereinbarung“ zwischen der „Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft“ (vertreten durch Geh. Rat Prof. Dr. Hermann Thoms) und der „Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie“ (vertreten durch Dozent Dr. Ludwig Winkler, Innsbruck), sah neben sonstiger

Zusammenarbeit („bei völliger Wahrung der beiderseitigen Selbständigkeit“) „zunächst die Schaffung einer pharmazeutisch-historischen Sammlung und Bibliothek“ vor, „bei der insbesondere auf die Sammlung des Schriftverkehrs bedeutender Pharmazeuten und anderen urkundlichen Materials Wert zu legen“ sei.

Zur Verwirklichung dieses Zieles wurde die „Zentralstelle“ durch Beschluß der zweiten Hauptversammlung der Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, die am 2.–5. Mai 1929 in Berlin stattfand, zunächst nach Berlin verlegt und Apotheker Hermann Gelder unterstellt. Ein am 12. Dezember 1930 mit dem Direktor des „Institutes für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften“ der Universität Berlin, Prof. Dr. Paul Diepgen, abgeschlossener Vertrag (für die Pharmazeutische Gesellschaft unter-

zeichnet von Prof. Hermann Thoms, für die Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie von Georg Urdang) ermöglichte die Unterbringung der Bibliothek und der Sammlung der Gesellschaft in dieser wissenschaftlichen Institution. Sie wurde dort in einem besonderen Raum, getrennt von den andern Beständen, aufgestellt, aber von der Institutsleitung — kostenlos — verwaltet und stand allen Benutzern des Instituts zur Arbeit ebenso zur Verfügung, wie die andern Bestände des Instituts auch von den Benutzern der pharmaziegeschichtlichen Bibliothek in Anspruch genommen werden konnten. Es entstand damit in bescheidener Art gewissermaßen eine pharmaziegeschichtliche Abteilung des

Instituts, die allerdings eines ständig in ihm tätigen Lehrers und Forschers ermangelte. Die Leitung der Bibliothek wurde Oberregierungsrat Dr. Alfred Adlung übertragen. Die Einrichtung des Raumes (und die zeitweilige Beschäftigung einer Hilfskraft) erfolgte auf Kosten der „Interessengemeinschaft Deutsche Pharmazeutische Gesellschaft — Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie“. Sie konnte mit Hilfe von Spenden der Apotheker, der pharmazeutischen Industrie und pharmazeutischer Korporationen finanziert werden.

Der Bibliotheksraum war 7,70 m lang und 5,70 m breit, also knapp 44 qm

groß. Als Ausstattung enthielt er außer den Bücherregalen an den Wänden einen Ausstellungsschrank in der Mitte und drei Arbeitstische. Am 9. Dezember 1931 wurde die neue (in Deutschland erstmalige) Einrichtung, der Kern eines erstrebten Universitätsinstitutes für Geschichte der Pharmazie, von Vertretern der Fachverbände, der Behörden und der Fachpresse besichtigt und zugleich wissenschaftlich Arbeitenden zur Benutzung freigegeben.

Durch weitere Spenden, durch Leihgaben, durch die Pflichtexemplare von Autoren, die Gesellschaftsmitglieder waren, gelegentlich auch durch Ankauf von Büchern (wie z. B. von Teilen der Bibliothek von Hermann Schlenz) erweiterte sich der Bestand so, daß der 1935 (?) herausgegebene (bibliographisch allerdings wenig befriedigende) „Katalog der pharmaziegeschichtlichen



Die Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie
im Institut für Geschichte der Medizin in Berlin

Bibliothek in Berlin“ rund 2000 Titel von Büchern, Broschüren und Sonderdrucken sowie 74 von gebundenen Zeitschriften aufführen konnte, die zusammen etwa 3000 in der Bibliothek vorhandenen „Bänden“ entsprachen.

Die Bibliothek enthielt zwar auch einige wertvolle ältere Werke, wie etwa die Leydener Valerius-Cordus-Ausgabe von 1590, verschiedene Ausgaben der Werke Johann Joachim Bechers, die Gmelinsche Geschichte der Chemie, das Klaprothsche Wörterbuch, den Thesaurus von Mynsicht von 1640, eine Reihe von Pharmakopöen, dabei die Borussica von 1799, und eine Anzahl von wichtigen Zeitschriftenreihen, wie z. B. etwa 100 Bände der Liebigschen „Annalen der Chemie und Pharmazie“ und etwa 100 Bände des „Archivs der Pharmazie“. Sie hatte aber den erheblichen Mangel, aus Zufallsspenden und -käufen entstanden und nicht systematisch zusammengestellt zu sein. So fehlten alle notwendigen Nachschlagewerke und Lexika ihres Fachgebietes. Nicht einmal Schelenz' Geschichte der Pharmazie und Tschirchs Handbuch der Pharmakognosie mit seinem wichtigen geschichtlichen Teil waren vorhanden. Von den damals erscheinenden pharmazeutischen Zeitschriften besaß die Bibliothek jeweils meist nur die letzten Jahrgänge, dagegen umgekehrt von der „Pharmazeutischen Zentralhalle“ nur die Bände vor 1894, aber keine neueren. Die „Pharmazeutische Zeitung“ war noch 1935 überhaupt nicht vorhanden, auch alle medizingeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Periodica fehlten. Ein laufender Bezug von Zeitschriften erfolgte nicht.

Es war eine zufällig zusammengewürfelte Bibliothek, die mit ihren Beständen kaum eine wissenschaftliche Arbeit ermöglicht hätte, wäre nicht die Institutsbibliothek gleichzeitig zur Verfügung gewesen, die speziell auf Pharmaziegeschichte jedoch nicht



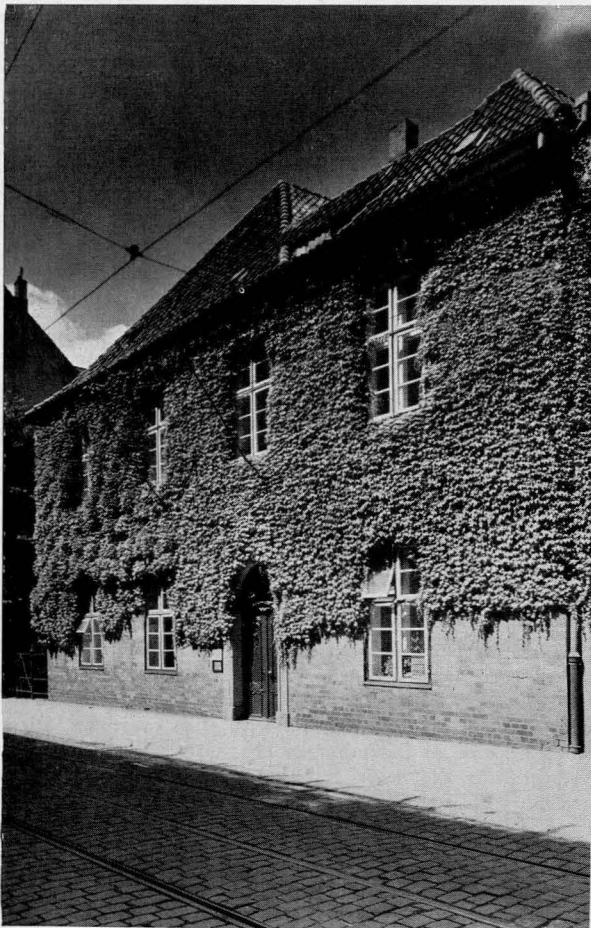
Blick in den Arbeits- und Hörsaal

eingerrichtet war. Mangels ausreichender Mittel konnte zunächst an eine systematische Ergänzung der Bestände nicht gedacht werden. Sehr bald wurden ihrem weiteren Ausbau auch durch die politische Entwicklung, die selbst vor wissenschaftlichen Organisationen nicht Halt machte, endgültig Grenzen gesetzt: Urdang, der eigentliche Begründer der Bibliothek, legte 1933 sein Vorstandsamt in der „Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie“ nieder; 1934 stellte die „Deutsche Pharmazeutische Gesellschaft“ die Zahlung ihres Jahresbeitrages von 300.— Mark an die „Interessengemeinschaft“ ein. Die sich dadurch ergebenden Auseinandersetzungen führten schließlich 1937 zu ihrer Auflösung. Die Verantwortung für die Bibliothek ging auf die „Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie“ allein über. Zur gleichen Zeit kündigte aber das Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften den 1931 mit der Interessengemeinschaft geschlossenen Vertrag. Damit wurde der Bibliothek der Raum ihrer Aufstellung entzogen. Der Bibliotheksleiter Dr. Adlung erkrankte schwer und konnte sich seiner Aufgabe nicht mehr widmen. Er starb am 28. Dezember 1937. Unter diesen gehäuft mißlichen Umständen mußte der Vorstand der Gesellschaft, der auf einer Sitzung Ende Dezember 1937 in München über die notwendigen Maßnahmen zu beraten hatte, es als beste Lösung betrachten, die Bibliothek dem Deutschen Apothekenmuseum, das 1938 in München eröffnet werden sollte, als Leihgabe zur Verfügung zu stellen, zumal die Gesellschaft an der Schaffung dieses Museums maßgeblich beteiligt war.

Das Museum wurde in München im Hause Herzog-Heinrich-Straße 20, das noch andere pharmazeutische Institutionen beherbergte, in vier Räumen untergebracht, von denen einer der Bibliothek diente. Zum Bibliothekar wurde Apotheker Voit bestellt.

Man hätte die Befürchtung hegen können, daß die Bibliothek durch die Angliederung an ein Museum gewissermaßen erstarren und ihre zukünftige Entwicklung vielleicht lediglich nach musealen Gesichtspunkten, nicht aber nach den Erfordernissen einer lebendigen Forschung erfolgen würde. Solche Bedenken erwiesen sich aber als unbegründet, da alsbald der Plan entstand, das Museum nach Frankfurt am Main zu verlegen und mit einem zu begründenden Universitäts-Institut für Arzneimittelgeschichte zu verbinden. Der zweite Weltkrieg vereitelte indessen alle diese Pläne. Das Haus des Museums in München wurde zerstört. Seine Bestände und mit ihnen die Bibliothek der Gesellschaft waren jedoch dank der Vorsorge des Kurators Dr. Fritz Ferdl nach Meerholz, Kreis Gelnhausen, ausgelagert worden. Sie wurden dadurch in wesentlichen Teilen gerettet, wenn es auch ohne große Verluste nicht abging, die auch die Bibliothek betrafen.

Mit der einstweiligen Unterbringung der geretteten Bestände in der Neuen Residenz in Bamberg, fand auch die Bibliothek nach Kriegsende dort eine vorläufige ungeordnete Aufstellung, die eine Benutzung nur unter Schwierigkeiten ermöglichte.



Der „Warleberger Hof“



Ausstellungsraum (Klaproth-Zimmer)

Mit fortschreitender Normalisierung aller Verhältnisse trat in der Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie der Wunsch in den Vordergrund, die Bücherei wieder der Aufgabe zuzuführen, für die sie 1931 begründet wurde: Sie sollte den Gesellschaftsmitgliedern für historische Arbeiten — auch im auswärtigen Leihverkehr — zur Verfügung stehen und möglichst in Verbindung mit einem Universitätsinstitut eine Zentralstelle pharmaziegeschichtlicher Literatur sein oder werden, wie es in bescheidenen Anfängen in Berlin bereits der Fall gewesen war.

Die Möglichkeit zu solcher Regelung bot sich, als 1953 an der Universität Kiel eine „Bibliothek für Geschichte der Medizin, der Pharmazie und der Naturwissenschaften“ im sogenannten „Warleberger Hof“, einem alten Adelssitz des 17. Jahrhunderts, Dänische Straße 19, eingerichtet wurde. Durch ein mit dem Universitätskurator im Einvernehmen mit der Philosophischen und der Medizinischen Fakultät getroffenes Abkommen wurden die in Bamberg lagernden Restbestände der Bibliothek von der neuen Institution in Kiel als Leihgabe aufgenommen. Sie sollten getrennt von den sonstigen Beständen aufgestellt werden, im übrigen aber einen Teil der neuen Gesamtbibliothek bilden und von der Institutsleitung kostenlos verwaltet werden, ohne das Eigentumsrecht der Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie damit aufzuheben. Ein von der Gesellschaft zu benennender Vertrauensmann zur Wahrung ihrer Rechte in der Bibliothek wurde vorgesehen. Darüber hinaus aber wurde noch etwas anderes durch die Hingabe der Bibliothek als Leihgabe erreicht: Es wurde in der Vereinbarung festgelegt, daß bei der Erweiterung der (Gesamt-) Bibliothek zu einem „Institut“ die Pharmaziegeschichte gleichberechtigt mit der Medizingeschichte ihre Pflege in ihm finden solle und dies in der Bezeichnung des Instituts zum Ausdruck kommen müsse. Damit waren sachlich und formal die Voraussetzungen und die Möglichkeit gegeben, erstmalig in

Deutschland ein Universitätsinstitut für Geschichte der Pharmazie zu erhalten.

War die Büchersammlung in Berlin eine im wesentlichen selbständige Sonderabteilung ohne organische Eingliederung in das vorzugsweise medizingeschichtliche Institut (dessen Leiter ein Medizinhistoriker war) gewesen, so stand — und steht — in der Kieler Einrichtung (unter der Leitung eines Pharmazeuten) die Pharmaziegeschichte bis jetzt im Vordergrund.

Durch Ausnutzung von Tauschmöglichkeiten, durch die Pflichtexemplare von Gesellschaftsmitgliedern, durch Spenden und auch gelegentlich durch bescheidene Ankäufe wurden die Bestände der Gesellschaftsbibliothek wesentlich vermehrt, ohne daß nennenswerte Geldmittel dafür aufgewendet wurden. Sie sind im Benutzersaal aufgestellt und nehmen zur Zeit etwa 100 laufende Regalmeter ein. Die gesellschaftseigenen Bücher sind im Gesamtkatalog der Bibliothek aufgenommen, aber eindeutig darin gekennzeichnet. Der laufende Bezug einer Anzahl einschlägiger Zeitschriften im Tauschverkehr oder als Spenden konnte ge-



Magazinraum

sichert werden. Sie kommen der gesellschaftseigenen Bibliothek zugute.

Bei allem wird versucht, die anfangs erwähnte Aufgabe, die der Gesellschaftsbibliothek gestellt war, nach Möglichkeit allmählich zu erfüllen. So wird auch Wert auf die Sammlung des Schriftgutes bedeutender Pharmazeuten gelegt. Die Deposita „Hermann Schelenz“, „Conrad Stieh“, „Eugen Dietrich“ u. a. zeugen davon. Die Sammlung von Sonderdrucken, von Zeitungs- und Zeitschriftenausschnitten, von Bildern zur Geschichte der Pharmazie und von Portraits wird gepflegt.

Dabei läge gleichwohl der Wert der Gesellschaftsbibliothek lediglich in der Möglichkeit, die zufällig in ihr vorhandenen Bücher zu benutzen oder auszuleihen, wenn nicht die universitätseigene Gesamtbibliothek, deren Teil sie ist, sich bemühte, systematisch die für wissenschaftliche Arbeit notwendige Handbücherei zusammenzubringen und durch pharmaziegeschichtlich besonders wichtige alte und neue Literatur zu ergänzen. Der der Bibliothek zur Verfügung gestellte Jahresetat hat es ermöglicht, nicht nur nach und nach eine ganze Reihe älterer Werke (bis-



Sekretariat

weilen ersatzweise als Mikrofilme oder als Photokopien) zu kaufen, und dabei auch eine besondere medizingeschichtliche Abteilung zu schaffen, es konnten auch regelmäßig die wichtigsten Neuerscheinungen erworben, verschiedenartige Lexika, biographische und bibliographische Nachschlagewerke, fachliche und



Magazinraum für nicht eingebundene Zeitschriften

sprachliche Wörterbücher und Standardwerke der Medizin- und Pharmaziegeschichte angeschafft werden. Die Gesamtzahl der in der Bibliothek laufend eingehenden und zur Benutzung ausgelegten pharmazeutischen, pharmazie-, medizin- und naturwissenschaftsgeschichtlichen in- und ausländischen Zeitschriften beträgt fast hundert.

Es ist nicht nur Ziel, die Bibliothek zum Umfange einer brauchbaren Institutsbibliothek ihres Bereiches zu entwickeln, sie übt vielmehr bereits jetzt Aufgaben eines Lehr- und Forschungs-



Zeitschriften und Katalog

instituts aus. Die Vorlesungen über Medizingeschichte, Pharmaziegeschichte, Apothekengesetzeskunde finden in ihrem Saal statt, der etwa 40 Benutzern (Studenten und Doktoranden der Medizin- und Pharmaziegeschichte) oder etwa 80 Hörern Platz bietet. Er ist mit automatischem Bildwerfer, Mikrofilmlesegerät, Tonbandapparat usw. ausgestattet. Sowohl der Vertreter der Medizin- wie der Pharmaziegeschichte hat sein besonderes Arbeitszimmer. Von Wichtigkeit ist, daß sich eine moderne Einrichtung zur Herstellung von Photokopien, Mikrofilmen und Vergrößerungen im Hause befindet.

Da alle Einrichtungen auch den Benutzern der Gesellschaftsbibliothek zur Verfügung stehen, so ist ihre Unterbringung in diesem Rahmen wohl als durchaus sinnvoll zu bezeichnen, zumal den Mitgliedern der Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie das Recht der Entleihung (auch nach außerhalb) von Büchern aus den gesellschaftseigenen Beständen zusteht, während die Bibliothek im übrigen Präsenzbibliothek ist.

Quellen und Literatur

Akten „Bibliothek“. Internationale Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, Bibliothek, Kiel.

Katalog der pharmaziehistorischen Bibliothek in Berlin. o. O. u. J. (1935?).

Mitteilungen der Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie. 1931, Nr. 4; 1938, Nr. 1.

Die erste Hauptversammlung der Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie. SD. aus Pharm. Ztg. 72 (1929), Nr. 38.

Hauptversammlung der Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie in Berlin vom 2.—5. Mai 1929. SD. aus Pharm. Ztg. 74 (1929), Nr. 37—40; 43; 46; 47.

Hermann Thoms und Georg Urdang: Eine pharmaziegeschichtliche Bibliothek in Berlin. Aufruf. Pharm. Ztg. 76 (1931), 135.

Die Eröffnung der pharmaziegeschichtlichen Bibliothek in Berlin. Pharm. Ztg. 76 (1931), 1389—1391.

Herbert Böttger: Medizin- und Pharmaziegeschichte an der Universität Kiel. Deutsche Apotheker-Zeitung 98 (1958), 758—761. 5 Abbild.

Herbert Hügel: Das Deutsche Apothekenmuseum. Zur Geschichte der Pharmazie 9 (1957), 18—23.

G. E. Dann.

Bibliothek

Unter den Spenden, die in letzter Zeit der Bibliothek der Gesellschaft zugehen, ist eine Sendung besonders hervorzuheben, die sie durch Vermittlung von Herrn Apotheker Adam Carl, Hütten-Apotheke, Hagen-Haspe, erhielt. Es handelt sich dabei um 21 Bände älterer pharmazeutischer Literatur aus der Zeit von 1774 bis 1909. Unter ihnen befinden sich: Hermbstaedt, Experimentalchemie, 1800. 4 Bände; Pharmacopoea Austriaca 1774; Geiger, Pharmacopoea universalis, 1835; Württembergische Pharmacopoe, 1847; Pharmacopoea of the United States, 1884, usw.

Die Bücher stammen aus dem Nachlaß von Apotheker Erwin Kaiser, Lebach († 1917). Sie wurden von seiner Tochter, Frau Hildegard Carl, geb. Kaiser, der Bibliothek als Spende überlassen.

Der Stifterin sei für ihr Geschenk auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

G. E. Dann

Benutze

die Gesellschaftsbibliothek
für wissenschaftliche Arbeiten

fördere

sie
durch Buch- und Geldspenden

Pharmaziegeschichtliche Bibliothek

Kiel, Dänische Straße 19

Zur Geschichte der Krankenhausapothekes im 18. Jahrhundert

Von Kurt Ganzinger

(Schluß aus Nr. 2)

Was unter den jeweils gegebenen Verhältnissen erreicht worden ist, zeigen heute noch historische Krankenhäuser und die darin erhaltenen Spitalsapotheken, wie die 1754 eröffnete am St. Johannsspital in Salzburg oder die zwischen 1760 und 1765 eingerichtete Apotheke des Juliusspitals in Würzburg¹⁴⁾.

Das bedeutendste Ereignis für die Geschichte des Krankenhauswesens im 18. Jh. ist aber zweifellos die Begründung des Allgemeinen Krankenhauses in Wien, das bald als Vorbild für halb Europa gelten sollte. Es verdankt seine Errichtung ausschließlich dem unermüdlichen Interesse Kaiser Josefs II., der seine persönliche Entscheidung selbst in den kleinsten Einzelheiten traf, sich aber von Fachmännern beraten ließ und auf die Gutachten erfahrener Krankenhausärzte stützen konnte.

Nach der endgültigen Abwehr der Türkengefahr war Wien im 18. Jh. als ständige kaiserliche Residenz und als Mittelpunkt der ausgedehnten habsburgischen Hausmacht zur Weltstadt geworden. Das hatte nicht zuletzt zur Folge, daß die Einwohnerzahl der Stadt mitsamt den Vorstädten, welche um das Jahr 1700 noch auf 80 000 Seelen geschätzt wurde, schon 1741 auf 130 000 Menschen angestiegen war und um 1780 rund 200 000 Menschen betrug. Für diese Bevölkerung standen in den fünf größeren Krankenhäusern der Stadt insgesamt 1255 Betten zur Verfügung¹⁵⁾. Bald nach seinem Regierungsantritt als Alleinherrscher ging Josef II. daran, das Humanitätswesen Wiens völlig neu zu gestalten. Dazu sollten auch die bestehenden Krankenhäuser aufgelöst und die ärztliche Behandlung und der klinische Unterricht in einem einzigen Generalspital vereint werden. Zu dessen Unterbringung war das Gebäude des „Großen Armenhauses“ an der Alserstraße ausersehen. Dieser Bau war 1693 begonnen und 1769 im wesentlichen abgeschlossen worden und diente zuletzt als Wohnung für Invalide, Studenten und Arme. 1726 wird dort eine eigene Apotheke erwähnt, welche ursprünglich vom Wiener Apothekergremium auf gemeinsame Rechnung betrieben werden sollte, dann aber einem außerhalb des Gremiums stehenden Apotheker überlassen wurde, der einen größeren Nachlaß von den Preisen der Arzneitaxe angeboten hatte. Sie befand sich im ersten Hof und wurde auch als Invalidenhausapotheke bezeichnet, als später dort ausschließlich Invalide untergebracht waren. Seit 1781 war die Apotheke an den Materialwarengroßhändler F. W. Natorp verpachtet, der damals die gesamte Arzneiversorgung der österreichischen Armee innehatte und mit seinem eigenen Apothekenpersonal die Apotheken der Militärspitäler und die Feldapotheken betrieb. In der Invalidenhausapotheke war 1782 ein Provisor mit zwei Subjekten und zwei Medizinstoßern beschäftigt.

Um Unterlagen für die zweckmäßige Einrichtung des Hauptspitals zu erlangen, wurden die Mitglieder der Wiener medizinischen Fakultät aufgefordert, dazu ihre Vorschläge einzureichen. Dem „Urheber des besten Planes“ war die Direktionsstelle im neuen Spital in Aussicht gestellt. Zwei der vorgelegten Entwürfe sind im Druck erschienen: im Jahr 1784 veröffentlichte der leitende Arzt im Spital von St. Marx bei Wien J. P. X. Faulken seinen „Entwurf zu einem allgemeinen Krankenhaus“, während das Gutachten, das Maximilian Stoll, seit 1776 als Nachfolger A. de Haëns Leiter des klinischen Unterrichts, ausgearbeitet hatte, erst nach seinem Tode von einem Freund herausgegeben wurde¹⁶⁾.

Faulken plante ein Krankenhaus mit 1400 Betten. Der Aufwand für den einzelnen Kranken sollte am Tage 24 Kreuzer betragen, wovon ein Drittel für Medikamente, ein Drittel für Kost und der Rest für alle anderen Ausgaben vorgesehen war. Auf einem ausgedehnten rechteckigen Areal sollte das Vordergebäude vor allem die Wohnungen der Ärzte und die klinischen Unterrichtsräume beherbergen, während die Krankensäle und -zimmer in den beiden langen Seitentrakten untergebracht waren (Abb. 3). Der große Hof war durch einen freistehenden Mitteltrakt unterteilt, der durch niedrige offene Gänge mit dem Hauptgebäude verbunden war und im Zentrum die Kirche und daran anschließend auf der einen Seite das Kloster für die Barmherzigen Schwestern, auf der anderen das Kloster für die Barmherzigen Brüder enthalten sollte. Hier, inmitten der gesamten Anlage, war neben der Unterkunft der Schwestern die Apotheke und darüber die Wohnung des Apothekers geplant. Ein niedriger Quertrakt mit kleinen Zimmern für Geisteskranke trennte das eigentliche Krankenhaus von einem dahinterliegenden weiteren Hof, in welchem

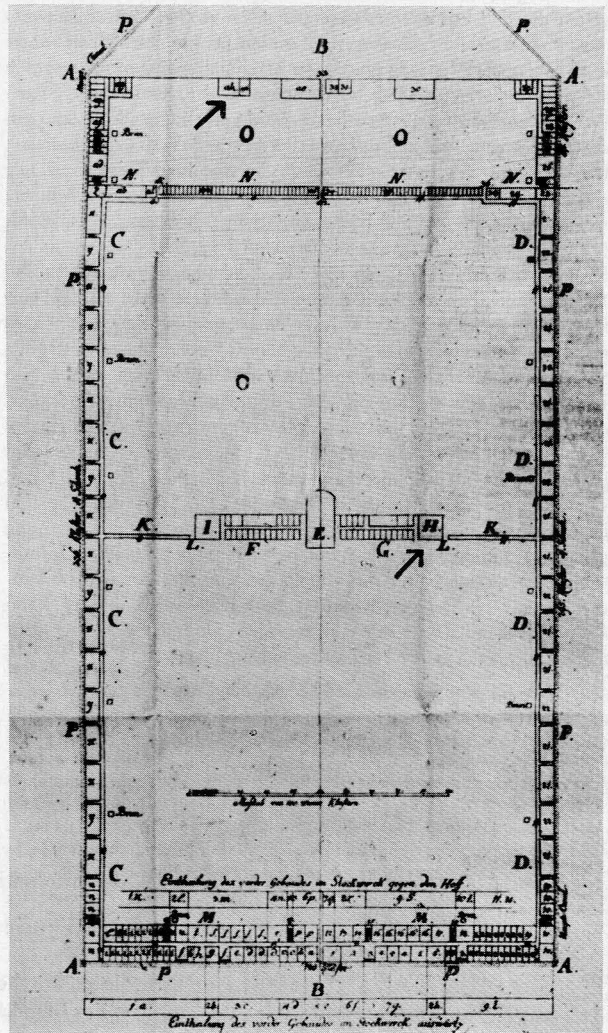


Abb. 3. Plan eines Spitals für 1400 Patienten aus F. P. X. Faulken, „Entwurf zu einem allgemeinen Krankenhaus“ (1784). Die nahe dem Zentrum der Anlage befindliche Apotheke und das im letzten Hof gelegene Laboratorium sind nachträglich angezeichnet

14) H. Friede, Würzburger Apotheken, Pharmaz. Ztg. 72, S. 321 (1927) — R. Herrlinger, Das Julius-Spital zu Würzburg. Münchn. Med. Wschr. 95, S. 812 (1953).

15) ein Beitrag „Zur Geschichte der Wiener Krankenhausapotheken“ wird später an anderer Stelle erscheinen, dort auch Literatur zu den folgenden Ausführungen

16) M. Stoll, Über die Einrichtung der öffentlichen Krankenhäuser. Hgg. v. G. A. v. Beecken. Wien 1788

sich neben einer Abteilung für erkrankte Strafgefangene verschiedene Wirtschaftsräume befinden sollten. In diesem Hof war ein besonderer Arbeitsraum für die Apotheke und daneben die Wohnung des Laboranten vorgesehen. Dieses Laboratorium war absichtlich so weit von den Krankensälen entfernt, damit die Patienten von den bei der Herstellung mancher Arzneipräparate entstehenden Gerüchen nicht belästigt würden. In der Apotheke sollten ein Apotheker mit drei Gehilfen, ein Laborant mit zwei Gehilfen und zwei Hausknechte angestellt sein. Die jährliche Besoldung des Apothekers war mit 800 Gulden, der Aufwand für die übrigen acht in der Apotheke beschäftigten Personen, einschließlich des Kostgeldes von je 100 Gulden, mit insgesamt 1700 Gulden im Jahr veranschlagt. Eine Vereinfachung der Arbeit in der Apotheke sollte sich daraus ergeben, daß bei der wiederholten Verschreibung gleichartiger Arzneien für verschiedene Kranke diese gemeinsam in größeren Gefäßen hergestellt werden konnten. Zur besseren Ausnutzung der zur Verfügung stehenden Geldmittel hatte die Spitalsverwaltung die in der Apotheke benötigten Drogen stets unmittelbar bei Großhändlern in den Seehäfen einzukaufen, und im Sommer sollten die zur Zeit der schwächeren Belegung des Spitals unbeschäftigten Krankenschwäger nicht entlassen, sondern unter der Führung eines Kräuterkundigen aus der Apotheke zum Einsammeln heimischer Vegetabilien eingesetzt werden.

Im Gegensatz zu den Absichten des Kaisers sprach sich *Stoll* gegen die Errichtung eines einzigen allzu großen Universalspitals aus, sondern empfahl den Bau mehrerer kleiner selbständiger Krankenhäuser, die jedoch so nahe beieinander liegen sollten, daß sie aus Ersparnisgründen Verwaltung, Küche, Badehaus, Totenkammer und auch eine Apotheke gemeinsam haben konnten. Für die Verpflegung nahm *Stoll* pro Person und Tag 6 Kreuzer an, für Arzneien aber nur 4 Kreuzer. Gerade hier glaubte er, die einzigen, aber beträchtlichen Ersparungen machen zu können, wenn man sich „an der höchstmöglichen Simplizität und Wohlfeilheit der Medikamente und Kurarten begnüge, die man in den Krankenhäusern noch lange nicht hat, die aber ein einsichtsvoller Direktor angeben soll“. In diesem Sinn zählte er es zu den vornehmsten Aufgaben des dirigierenden Arztes, „auch eine für ein Universalspital vorzüglich bequeme Pharmacopoea pauperum zu verfertigen“. Die Spitalsapotheke sollte eine ganz andere Einrichtung besitzen als eine für das Publikum bestimmte Apotheke, denn „wer in einem Spital vielerlei Medikamente und den ganzen Katalog auch unserer verbesserten Pharmacopoe¹⁷⁾ vonnöten hat und nicht die meisten dort angeführten Mittel entbehren kann, versteht seine Kunst nicht“. Deshalb zählt *Stoll* das Personal der Apotheke nicht näher auf, denn dies könnte seiner Meinung nach erst dann geschehen, wenn der leitende Arzt eine Ordinationsnorm ausgearbeitet und damit den Umfang der in der Apotheke zu verrichtenden Arbeiten bestimmt hätte. Nichts kann eindrucksvoller als diese Ausführungen *Stolls* zeigen, wie sehr damals alle Fragen der Arzneitherapie in Fluß waren!

Den Beifall des Kaisers fand jedoch der Entwurf, den der Leibarzt *Josef Quarin* ausgearbeitet hatte. Dieser also wurde zum Oberdirektor des neuen Allgemeinen Krankenhauses bestellt, das

im August des Jahres 1784 in den Gebäuden des Großen Armenhauses seine Pforten öffnete¹⁸⁾. Der Plan *Quarins* sah bei 2000 Patienten für Medikamente einen jährlichen Pauschalaufwand von 36 000 Gulden vor, was immerhin einem Viertel des gesamten Etats entsprach. Weiterhin waren noch 3000 Gulden für die Arzneiabgabe im Rahmen der Armenambulanz veranschlagt. Auch *Quarin* hielt genaue Richtlinien für die Arzneiverschreibung im Allgemeinen Krankenhaus für notwendig, und 1789 wurde durch Hofdekret ein von ihm entworfenes Dispensatorium als verbindlich für alle Arzneilieferungen an Spitäler eingeführt. Als aber 1795 *J. P. Frank* die Leitung des Allgemeinen Krankenhauses übernahm, wurde es dort durch die eben erschienene Österreichische Militärpharmakopoe¹⁹⁾ abgelöst. Auf die Einrichtung und Führung der Apotheke nahm der *Quarin*'sche Entwurf keinen unmittelbaren Einfluß. Man beließ sie in der rechten hinteren Ecke des ersten Hofes an der günstig gelegenen Stelle, wo bisher bereits die Invalidenhausapotheke betrieben worden war und wo sich heute noch die Anstaltsapotheke I des Wiener Allgemeinen Krankenhauses befindet. Sie verblieb auch dem Unternehmer *Natorp*, der ihr aber mit einem Aufwand von mehr als 20 000 Gulden einen großzügigen Ausbau angedeihen ließ. So konnte schon die erste kurze, nur elf Druckzeilen umfassende Meldung über das neue Spital in den „Provinzialnachrichten aus den k. k. Staaten“ hervorheben: „Sehenswürdig ist die prächtige und mit den nötigen Arzneien zum Überfluß versehene Apotheke und ihr Laboratorium.“ Ein Provisor und sechs Gehilfen arbeiteten an vier Rezepturischen, und das Laboratorium war mit sechs Laboranten besetzt. Allein im Rahmen der Armenambulanz, für die doch im Vergleich zur Versorgung des Hauses selbst nur ein Zwölftel an Ausgaben vorgesehen war, hatte die Apotheke des Allgemeinen Krankenhauses schon im ersten Halbjahr ihres Bestehens 16 659 mal, in den ersten drei Jahren aber 116 041 mal Medikamente kostenlos abgegeben. Es hat später nicht an Vorwürfen wegen der Verpachtung der Apotheke gefehlt, und als *Quarin* 1791 von der Leitung des Krankenhauses zurücktrat, wurde auch der Vertrag mit *Natorp* nicht erneuert. Das System der Verpachtung blieb merkwürdigerweise trotzdem bis zum Jahr 1895 erhalten.

In dem großartigen Unternehmen des Wiener Allgemeinen Krankenhauses hat die Spitalspharmazie ihren zeitgemäßen Platz gefunden, und mancher Ausländer, der in den folgenden Jahrzehnten das medizinische Wien aufgesucht hat, hebt in seinem Reisebericht auch die Apotheke des Allgemeinen Krankenhauses hervor²⁰⁾.

(Anschrift des Verfassers: Dr. phil. et Mr. pharm. Kurt Ganzinger, Wien XIV., Penzinger Straße 58)

17) Pharmacopoea austriaco-provincialis, Wien 1774

18) „Nachricht an das Publikum über die Einrichtung des Hauptspitals in Wien“. Faksimile-Ausgabe der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft mit einer Einführung von E. Lesky. Wien 1960

19) K. Ganzinger, Die Österreichische Militär-Pharmakopoe 1795. Österr. Apoth. Ztg. 7, S. 378 (1953)

20) J. F. Oslander, Nachrichten von Wien über Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe. Tübingen 1817

Werde Mitglied der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V.

Jahresbeitrag: Für ordentliche Mitglieder DM 15.-

für Praktikanten und Studenten DM 5.-

Jedes Mitglied erhält wenigstens viermal jährlich das *Mitteilungsblatt „Zur Geschichte der Pharmazie“* und jährlich 2 bis 3 Veröffentlichungen in *Budiform* kostenlos.

Anmeldungen an: Generalsekretär Apotheker H. Hügel
Stuttgart S, Hohenheimer Straße 48

Grundsätzliches zur Geschichte der Pharmakopöen

Von Alfons Lutz

Den Begriff „Pharmakopöe“⁽¹⁾ abzugrenzen und auf einige Irrtümer in älteren Arbeiten aufmerksam zu machen, dürfte im Hinblick auf das Hauptthema der bevorstehenden Hauptversammlung der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie zum Vorteil gereichen, besteht doch die Gefahr, nebeneinander vorbei zu reden.

Das scheinbar selbstverständliche Wort „Pharmakopöe“ besitzt leider mehrere Bedeutungen. Wenn z. B. jemand schreibt: „Die Pharmakopöe der Antike umfaßte etwa 600 Arzneidrogen, zu denen jene der Araber 200 neue hinzufügte“, so meint er damit den Arzneischatz, oder wie man früher sagte, die „Materia medica“. Im Gegensatz dazu verstehen wir Apotheker unter einer Pharmakopöe das offizielle Arzneibuch, d. h., ein *Gesetzbuch, welches innerhalb eines bestimmten Geltungsbezirks die Beschaffenheit einer gewissen Anzahl von arzneilichen Grundstoffen und Präparaten regelt*⁽²⁾.

Die ähnliche Definition von *Vulpus* verlangte nur „eine gewisse Anzahl von Arzneimitteln“. Demnach könnte aber ein Buch mit Magistralformeln, sofern es von der Behörde vorgeschrieben wird — unter Umständen sogar ein Drogenbuch — als offizielle Pharmakopöe angesprochen werden.

Aus diesem Grunde sahen wir uns zu einer näheren Präzisierung genötigt und verlangten von einer Pharmakopöe die Regelung der Beschaffenheit sowohl der Grundstoffe (Rohdrogen, einfache Arzneimittel und Chemikalien, früher „Simplicia“ genannt), als auch der (galenischen und chemischen) Präparate. Damit fallen alle jene Schriftwerke, die ausschließlich Präparate (Composita) enthalten, wie z. B. das „Antidotarium Nicolai“ u. a. zum vorneherein außer Betracht. Andererseits kann man nicht verlangen, daß sämtliche bei den zusammengesetzten Arzneien erwähnten Simplicia für sich beschrieben werden; frühere Arzneibücher gaben sich zufrieden mit einer genaueren Abgrenzung derjenigen Drogen, welche erfahrungsgemäß zu Verwechslungen und Verfälschungen Anlaß bieten.

In Anlehnung an *Falck* wollten wir ursprünglich unserer Definition den weiteren Passus beifügen: (Die Pharmakopöe) „muß auf Antrag der zuständigen Behörde herausgegeben werden.“ Allein, eine derartige Einschränkung wäre den Tatsachen nicht gerecht geworden, da selbst noch im 19. Jahrhundert mitunter eine private Gesellschaft, z. B. ein Apothekerverein, als Herausgeber einer Pharmakopöe zeichnete, der erst nach ihrem Erscheinen Gesetzeskraft verliehen wurde. Umgekehrt gab es vom Staate unterstützte oder herausgegebene Arzneibücher, die dem Wesen einer Pharmakopöe in keiner Weise entsprechen. (Die diesbezüglichen Verhältnisse in der Schweiz möge man im Vorwort zur *Pharmacopoea Helvetica*, ed. quinta, nachlesen.)

Wichtigstes Erfordernis zum Zustandekommen einer Pharmakopöe ist die *gesetzliche Geltung*. Ein bloßer Auftrag der Behörde zur Abfassung eines Arzneibuches genügt dazu nicht, ebenso wenig ein diesbezüglicher Vermerk im Buche selbst; solche Hinweise findet man ausgerechnet in gefälschten oder unberechtigten Nachdrucken. Auch ein Druckprivilegium oder eine Subvention von Seiten der Regierung sagt noch nichts aus, denn früher wurden alle möglichen Bücher mit großen Lobsprüchen dem Landesherrn gewidmet, weil man von ihm einen Beitrag zu den Druckkosten erwartete. Derartige Vermerke mögen wohl einen Fingerzeig geben, in welcher Richtung man zu suchen hat, aber völlige Sicherheit bietet erst der einwandfreie Nachweis eines förmlichen Beschlusses oder eines Dekrets der zuständigen Behörde, womit sie ein bestimmtes Werk zum offiziellen und für alle Medizinalpersonen ihres Herrschaftsbereichs verbindlichen Pharmakopöe erklärt. Diesen Nachweis zu erbringen ist Sache des Historikers. Für die neueren Pharmakopöen gelingt es verhältnismäßig leicht, da die entsprechenden Regierungsdekrete gewöhnlich beigedruckt sind. Bei den frühesten einschlägigen Werken, die uns hier be-

sonders interessieren, bedarf es jedoch unter Umständen weitläufiger Forschungen, um zur notwendigen Klarheit zu gelangen.

Will man über diesen Nachweis und die bibliographischen Angaben hinaus zu einer *objektiven Kritik* des Inhaltes schreiten, gilt als unverläßliche Voraussetzung sowohl eine möglichst umfassende Vertrautheit mit dem Werke selbst, als auch zum mindesten mit seinen unmittelbaren Vorläufern und Nachfolgern. Wie wollte man anders die neu auftauchenden Erkenntnisse und Fortschritte und deren Wirkung auf die Nachwelt richtig beurteilen können?

Früher zurückliegende Forschungen sind dabei mit größter Vorsicht, keinesfalls aber als bare Münze hinzunehmen. Die Vernachlässigung der ersten Pflicht des Historikers, nämlich der kritischen und unvoreingenommenen Beurteilung, kann zu mancherlei Fehlschlüssen und Irrtümern Anlaß geben, was an folgendem Beispiel erläutert werden möge.

In den meisten neueren Werken zur Pharmaziegeschichte findet man eine übertriebene Wertschätzung der ersten Ausgaben der „*Pharmacopoeia Augustana*“ und ihres Vorläufers, des „*Enchiridion* . . . pro Augustburgensis pharmacopoeis“ (1564). Sie ist zurückzuführen auf zwei in den Jahren 1892 und 1899 in der *Pharmaz. Zeitung* erschienene Aufsätze des in vieler Hinsicht verdienten Professors *Theodor Husemann*. Leider wurden diese in englischer Übersetzung noch 1927 als Einleitung zum Facsimile des „*Enchiridion*“ kritiklos übernommen⁽³⁾, was nicht wenig zur weltweiten Verbreitung der darin enthaltenen Irrtümer beigetragen hat. Unter anderem wird daselbst der schon 1862 richtiggestellte Irrtum wieder aufgefrischt, *Valerius Cordus* sei bei der Abfassung des *Nürnberger Dispensatoriums* erst 19 Jahre alt gewesen, deshalb sei auch sein Werk entsprechend unreif ausgefallen⁽⁴⁾. Hätte *Husemann* dieses von ihm verschmähte Buch je in den Händen gehabt, dann hätte er sich durch einen kurzen Blick aufs Vorwort überzeugen müssen, daß es in Wirklichkeit erst nach dem im 29. Altersjahr erfolgten Tode des Verfassers erschienen ist!

Die amtliche Geltung des „*Enchiridions*“ leitete er einzig vom Buchtitel und dem auf dem Titelblatt befindlichen Vermerk ab: „Die mit einem Stern bezeichneten (Präparate) müssen immer vorrätig gehalten werden.“⁽⁵⁾ Dieser Satz kann ebensogut als Wunsch des Apothekenaufsehers gedeutet werden, sofern man *Husemann* glauben darf, daß der mutmaßliche Verfasser *Adolf Occo* als solcher gewirkt hat. Über die gesetzliche Einführung des

1) G. E. Dann, Zur Geschichte der „Pharmakopöen“ des deutschen Sprachgebietes im 16. Jahrhundert. *Deutsche Apotheker-Zeitung* 1960, Nr. 51, S. 1491 ff.

2) A. Lutz, Studien über die pharmazeutische Inkunabel „*Nuovo Receptario*“ von Florenz. In: Die Vorträge der Hauptversammlung . . . in Heidelberg, Stuttgart 1958, S. 122 f.

3) A facsimile of the first edition of the *Pharmacopoeia Augustana* with introduction essays by Theodor Husemann, Madison, Wisconsin, 1927, S. IX—XLII.

4) a. a. O. S. IX. Eine Erklärung für den bedauerlichen Irrtum glaube ich in dem seit Ende des 19. Jahrhunderts in der Basler Universitätsbibliothek aufbewahrten Exemplar des *Nürnberger Dispensatoriums* (von 1546) gefunden zu haben. Dasselbe hatte seinerzeit der Zürcher Gelehrte Conrad Gesner (gest. 1565) von einem Basler Freunde des *Valerius Cordus* erhalten und benutzte es als Handexemplar. In einem späteren Zeitpunkt — denn die Marginalien Gesners wurden dabei zum Teil weggeschnitten — wurde das Werk zusammen mit dem „*Coelum philosophorum*“ des Philipp Ulstad zu einem Sammelband vereinigt. Dabei kam das letztere Traktat, welches groß die Jahreszahl 1535 trägt, vor das *Dispensatorium* zu stehen und eben dieses einzige in der Schweiz befindliche Exemplar dürfte dem Berner Gelehrten Albrecht Haller (gest. 1777) oder seinem Gewährsmann zur Aufstellung der bekannten Bibliographie gedient haben, wobei er irrtümlicherweise die Jahreszahl 1535 auch für das undatierte *Dispensatorium* in Anspruch genommen hat.

5) a. a. O. S. XIV.

Enchiridions ist damit noch nichts ausgesagt, sie müßte zuerst anhand der Staatsakten oder auf anderem Wege einwandfrei nachgewiesen werden. Selbst wenn dieser Nachweis gelänge, dürfte man dasselbe nicht als „Pharmakopöe im pharmaziegeschichtlichen Sinne“ ansprechen, da ein wesentliches Erfordernis zum Zustandekommen einer solchen, nämlich die Charakteristik der arzneilichen Grundstoffe, darin fehlt. Es handelt sich lediglich um Magistralformeln, die hier nicht zur Diskussion stehen“).

Die Meinung Husemanns hat leider auch Alfred Schmidt⁶⁾ übernommen, wenn er schreibt: „Gegen die Augsburger und Nürnberger Pharmakopöen bildete (das Dispensatorium für die Kölner Apotheker von 1565) insofern einen Fortschritt, als es nicht nur Vorschriften über die verschiedenen Arzneiformen enthält, sondern auch die Rohdrogen und ihre Verfälschungen ausführlich abhandelt.“ Das stimmt für das „Enchiridion“, nicht aber für das „Dispensatorium“ des Cordus, denn im letzteren befinden sich kurze Beschreibungen aller wichtigeren Einzeldrogen, die ohne jeden gelehrten Aufwand auch für den einfachen Apotheker verständlich sind.

Ein weiterer Irrtum, der sich in vielen älteren Arbeiten, so auch bei Husemann findet, besteht darin, daß gesetzgeberische Akte in Bezug auf eine zu einer bestimmten Zeit erschienene Pharmakopöe auch für deren Vorgängerinnen in Anspruch genommen werden. Ein bloßer Hinweis auf frühere Ausgaben kann nicht als Beweis gewertet werden; ebenso gut könnte man daraus schließen, daß die vorliegende Auflage insofern einen Fortschritt gegen die frühere bedeutet, als sie jetzt mit dem amtlichen Einführungsdekret versehen ist. So begründen N. Duran Desumvila und E. Cordonnier (1905)⁷⁾ die gesetzliche Einführung der Magistralformeln von Barcelona „Concordie Apothecariorum“ von 1535 mit einem königlichen Dekret vom Jahre 1587! Auch die früheren Bearbeitungen des „Ricettario Fiorentino“ beziehen sich meistens auf eine spätere Auflage, deren Ergebnisse dann stillschweigend auf das zwei bis drei Generationen früher entstandene „Nuovo Receptario“ von 1499 übertragen werden. Aus diesen Gründen ist die Angabe des Erscheinungsjahres unerlässlich, sobald von bestimmten Pharmakopöen die Rede ist.

Die angeführten Beispiele zeigen zur Genüge, mit welchen Begriffsverwirrungen eine kritische Untersuchung zu rechnen hat. Um bei diesem Durcheinander einigermaßen zur Klarheit zu gelangen, hat der Schreibende seinerzeit versucht, eine schematische Klassifikation der Vorschriftenbücher für arzneiliche Grundstoffe und Präparate aufzustellen⁸⁾. Den Ausdruck „Arzneibuch“ hat er dabei bewußt vermieden, um nicht mit dem „Deutschen Arzneibuch“ in eine neue Konfusion zu geraten. Die Bezeichnung „Handbuch“ für private Vorschriftenbücher wählt er in Anlehnung an „Hagers Handbuch“, das wohl ein pharmakopöe-artiges Gebilde darstellt, dessen rein privater Charakter aber jedem auch in der Pharmaziegeschichte unerfahrenen Apotheker ohne weiteres einleuchtet. Um jedes Mißverständnis zu vermeiden, könnte man dieser Rubrik den Titel „Pharmazeutische Handbücher“ geben“).

Ebenso haben wir es bewußt vermieden, Werke, die vor 1499 erschienen sind, unter „Rezeptarien“ oder „Pharmakopöen“ einzureihen, denn die Rechtsverhältnisse in Bezug auf das mittelalterliche Sanitätswesen sind teils unerforscht, teils derart kompliziert, daß ihre Abklärung auch für einen Rechtshistoriker keine leichte Aufgabe darstellen dürfte. Abgesehen davon entspricht keine bis heute bekannt gewordene mittelalterliche Ausgabe eines Medizinbuches unserer Definition von Pharmakopöe.

In Anbetracht der verschiedenen Auslegungen des Wortes „Pharmakopöe“ möchte man beinahe daran zweifeln, ob diese Bezeichnung im eben skizzierten Sinne überhaupt je durchdringt. Es bliebe die Frage zu erörtern, ob nicht ein anderer Ausdruck dafür gefunden werden könnte. In Frankreich z. B. erschien im

17. Jahrhundert die „Pharmacopée Royale“ des Moyse Charas, der in ihren späteren Auflagen eine Konkurrenz in der „Pharmacopée universelle“ des Nicolas Lemery erwuchs. Beide waren mit königlichen Privilegien, mit der Approbation der medizinischen Fakultät und der Pariser Apothekerschaft ausgestattet. Eine offizielle Geltung besaßen sie jedoch nicht, denn neben diesen Handbüchern privaten Charakters existierte ein offizielles Arzneibuch für Paris mit dem Titel „Codex Medicamentarius, seu Pharmacopoea Parisiensis“. Herausgegeben von der medizinischen Fakultät trägt das mir vorliegende Exemplar aus dem Jahre 1732 einen Regierungsentscheid vom 26., resp. 27. März 1732 beige druckt, der diesen „Codex medicamentarius“ für die Medizinalpersonen von Paris und Umgebung als verbindlich erklärt. Die Bezeichnung „Codex“ wurde in Frankreich beibehalten, drang aber in den andern Kulturstaaten nicht durch. Im Gegenteil, fast alle übrigen Länder blieben bei der Bezeichnung „Pharmakopöe“ für ihr offizielles Arzneibuch, einen Ausdruck, den auch wir für „Pharmakopöe im historischen Sinne“ beibehalten wollen.

Anschrift des Verfassers: Dr. Alfons Lutz, Schweizerisches Pharmaziehistorisches Museum, Basel (Schweiz).

*) Anmerkung der Redaktion: Wir meinen, der Verfasser geht vielleicht in seiner Ablehnung des Enchiridion zu weit und faßt dabei den Begriff „Pharmakopöe“ zu eng.

**) Anmerkung der Redaktion: Da sowohl die Bezeichnung „Arzneibuch“ wie „Pharmazeutisches Handbuch“ in der internationalen Nomenklatur nicht verwendbar sind, dürfte sich die Bezeichnung „Medicamentarium“ anbieten.

6) Die Kölner Apotheken, Mittenwald 1930, S. 48.

7) Notes sur la plus ancienne des pharmacopées officielles: la Concordia pharmacopolarum Barcionensium, in: Janus (1905) S. 171. Vgl. A. Lutz, Das Nürnberger Dispensatorium des Valerius Cordus vom Jahre 1546, die erste amtliche Pharmakopöe, in: Festschrift Ernst Urban, Stuttgart 1949, S. 107 f.

8) Studien über die pharmaz. Inkunabel „Nuovo Receptario“ ... S. 123. Dort wurden auch die „Concordie Apothecariorum“ Barcelona 1511 und 1535 als Beispiele für Rezeptarien angeführt, obschon sie strenggenommen als reine Magistralformeln nicht hierher gehören. Dies geschah lediglich, um zu zeigen, daß es sich bei diesen umstrittenen Werken keinesfalls um Pharmakopöen handelt.

MITTEILUNGEN

für die Mitglieder der

Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V.

Postanschrift: Internationale Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V., Sekretariat, Apotheker Herbert Hügel, Stuttgart 5, Hohenheimer Straße 48 (Deutschland).

Fernsprecher: Stuttgart 24 05 77. Postscheckkonto: Apotheker Herbert Hügel, Stuttgart: Stuttgart 914 32

Neue Mitglieder

(Anschriften ohne Angabe des Landes betreffen Deutschland)

Jugoslovensko Drustvo za Istoriju Medicine Farmacije, Deligradska 31, Beograd/Jugoslawien

Apothekerin Mr. ph. Erna Niederwieser, Andreas-Hofer-Straße 30, Innsbruck/Österreich

Stud. pharm. Marie-Luise Grimme, Köln-Mülheim, Von-Galen-Straße 51

Stud. pharm. Hanneliese Schildt, Nürnberg, Jacobstraße 50

Apothekenassistent Hans Stäglich, Bonn, Weststraße 31